

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1906**

127 (2.6.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 22

## Pfingsten 1906.

Des Menschen Einheit mit der Natur!

Die Zeit ist eine fliehende Flur,  
Ein großes Lebendiges ist die Natur,  
Und alles ist Frucht und alles ist Samen!  
E. Giller.

Nun ist die ganze Welt ein Garten,  
Ein Blütenmeer, ein grüner Hain!  
Erfüllt das heilige Erwarten,  
Und Herz und Erd' voll Sonnenschein!

Aus geheimnisvollem Wesen,  
Aus der öden Winternacht,  
Ist Natur zu neuem Leben  
Und zu neuer Pracht erwacht!

Himmelskräfte schaffend wogten,  
Wogten auf und wogten nieder,  
Reichten sich die goldenen Eimer,  
Und vollendeten das Werk!

Nun bade die erschöpfte Seele  
Und schmückt dich mit dem Frühlingskranz,  
Tritt vor aus deiner dumpfen Hölle,  
In Blütenduft und Sonnenglanz!

Laß die Tore, laß die Schranken,  
Und vergiß die Not der Zeit!  
Fühle es dich mit dem ganzen,  
Ohne deine Göttlichkeit!

Dies im All den Sinn des Lebens,  
Dies ihn im Naturgeheimnis,  
Dies ihn in der großen Bibel,  
In dem Epos der Natur!

Es lehrt durch Werden und Vergehen —  
Doch es das Leben muß entflieh'n,  
Will es auf seiner Höhe stehen,  
Will herrlich gleich der Blume blüh'n!

Jeder Keim will sich entfalten  
Wunderbar zu Blü't' und Duft,  
Ehe die Naturgewalten  
Ihn zurückzieh'n in die Gruft!

Jede Pflanze, sie will blühen,  
Jeder Vogel, er will singen,  
Jedes Menschenherz will lieben,  
Es will leben vor dem Tod!

Denn daß wir blühen und gedeihen  
Am Lebensbaum zur goldenen Frucht,  
Daß wir in schönerem Erneu'n  
Uns retten aus des Todes Flucht:

Das ist ja der Sinn vom Leben,  
Darin liegt des Todes Wert,  
Daß im Sterben, Neuerleben  
Sich der Stoff stets neu gebärt!

Schöner stets sich zu entwickeln,  
Schöne Blüten nur zu treiben,  
Höher Geist in uns zu zeugen,  
Wechseln Leben stets und Tod!

Drum auf und nütze jede Gabe,  
Die auch geheimnisvoll verlieh'n,  
Daß aus dem immer neuen Grabe  
Uns immer höhere Formen blüh'n!

Laßt uns säen, laßt uns pflanzen,  
Unser Ziel ist unser Glück!  
Was ihr schöpft aus dem ganzen,  
Gebt es herrlicher zurück!

Daß die Welt stets lichter werde,  
Freiheit, Wahrheit, Tugend sprosse,  
Daß wir mit dem ganzen wachsen,  
Herrlich zur Vollkommenheit.

Friedrich Thieme.

allgemein zu machen. Und wieviel Eifer allein im Schwarzwald, auf dem Wege von ungefügen hölzernen und Wagnern zum Pendel, von den gläsernen Glocken zu den wohlklingenderen metallenen, von der Spindel zur Ankerbenennung, vom bloßen Reiger der Zeit bis zum musikalischen Fremde, von der hölzernen Taschenuhr bis zum winzigen Wunderwerk feinsten Technit!

Die fabrikmäßige Herstellung hat aber nicht zuwege gebracht, die Uhr allem Volk völlig als niederer Maschine erscheinen zu lassen. Auch an der Außenseite versuchen vortreffliche Künstler fortwährend, dem Auge gefällige Wirkungen zu erzielen und unsere Sinne zu befriedigen. So wird die Erfindung immer mehr ausgetastet, die im Volksbewußtsein noch heute wie zu alter Zeit etwas geradegu geheimnisvolles hat, insofern ihr die Phantasie noch gern eine besondere Rolle in späteren Stunden des menschlichen Lebens zuschreibt. So soll ja die Uhr durch plötzliches Stehenbleiben eine Katastrophe anzeigen.

Wer hat nicht schon einmal nachts in der Einsamkeit, wenn ein leises Rieseln in den Wänden und ein gepenitliches Knistern und Knarren im Gedächtnis ist, aufmerksam wie auf eine ungewisse Gefahr dem gleichmäßigen Ticken der Uhr gelauscht, das so leicht langsame oder schnelle Schritten vergleichbar ist und sich um jede Minute zu Vergangenheit schlägt! Ist's nicht der Wehstahl der Zeit, den wir da deutlich wirken hören? Rechts, links — rechts, links geht der Marsch des Pendels — ein Marsch auf unserem Wege in die Ewigkeit!

### Aus allen Gebieten.

#### Medizinisches.

**Das Ergrauen der Haare.** Der Subdirektor am Pasteur-Institut in Paris, Professor Metchnikow, hielt dieser Tage in der dortigen Akademie der Wissenschaften einen Vortrag, worin er erklärte, daß er sich in der letzten Zeit mit dem Problem des Ergrauens der Haare befaßt und auf experimentellem Wege dessen Lösung gefunden habe. „Die bisher aufgestellten Hypothesen für die Ursachen, die das Ergrauen der Haare bewirken“, führte, wie das Neue Wiener Tagblatt berichtet, Professor Metchnikow aus, „sind haltlos. Das Haarpigment wird, wie diese Professor Spiegler nachgewiesen hat, weder durch chemische Agentien noch durch das Eintreten der Luft in das Haardröhrchen entfärbt. Als Ursache dieser Erscheinung habe ich ähnliche Agentien gefunden wie jene, die den Prozeß des Alterns hervorbringen. Das Haar enthält rutilos wirkende Zellen, die das Pigment abvorbieren und zerstören. Ich habe diese Zellen Chromophagen genannt. Die Haarwurzel ist gegen ihre vernichtende Tätigkeit am besten geschützt. In dem Moment jedoch, da es den Chromophagen gelingt, in die Haarwurzel einzudringen, fängt die Entfärbung des Pigments an. Nachdem ich die Ursache des Ergrauens der Haare festgestellt, suchte ich nach einem Mittel, um die Wirksamkeit der Chromophagen zu paralyzieren. Ich habe dieses Mittel gefunden: es ist sehr einfach. Eine Temperatur von 60 Grad Hitze genügt, um die Chromophagen zu töten.“

Die Akademie hat den Vortrag des Professors Metchnikow mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Das Problem, worüber man bis jetzt vergebens brütete, ist also gelöst. Es fragt sich nun, wie sich das Mittel des Professors Metchnikow in der Praxis bewähren wird. Wenn die Graufärbung gegen die Chromophagen mit 60 Grad Temperatur zu Felde ziehen, so werden sie diese Schädlinge sicherlich töten, dabei werden sie aber auch sämtliche Haare lassen. Das hieße aber den Teufel durch Beelzebub austreiben.

#### Gesundheitspflege.

##### Wandern und Fußpflege.

„O sieh, der Morgen hat mit tauigem Geschniede  
Belegt die Gotteskur;  
Komm und den Fuß entleide,  
Wer in dem Mautenau frühmorgens wandeln mag,  
Rührt sich von unten auf getränkt den ganzen Tag.“

Diese wahren Worte Friedrich Rückerts sollten die Großstädter beherzigen, wenn sie Sonntags morgens hinauswandern in die lachende Natur. Unter Tausenden ist aber kaum einer, der ihnen zu folgen wagt. Eine kurze Zeitspanne, in der, angeregt durch das mächtige Beispiel der Lehren und der Anhänger Sebastian Kneip's, die Vernunft und das ästhetische Empfinden zu siegen schienen, sah man Städter in bequemeren Sandalen und draußen auf Landstrassen, Wiesen und Rainen auch barfuß wandern. Sie hatten den Mut, und unter ihnen auch gebildete Männer und Frauen, ihren Füßen die Wohlthaten der Sonne und der Luft zuzukommen zu lassen und trugen, wenn auch nur in den seltenen Feiertagen stiller Sonntagswanderung, ihre Schuhe in der Hand. Heute hat sich der enge und spitze, abscheuliche „Stöckelschuh“ durch die Allmacht der Mode wieder die Gunst der Frauen erobert und verschmirt und entstellt weiter die Füße. Leider müssen auch schon viele Kinder sich durch solche uninnige Schuhe ihre Füße verkrüppeln und ihre Gehfähigkeit vernichten lassen.

Angesichts dieser Modethranne muß immer wieder auf die Notwendigkeit bequemer, der natürlichen Fußform entsprechenden Schuhe und Sandalen, die sich leicht und schnell ausziehen lassen, hingewiesen werden. Sie ermöglichen erst den Segen des Barfußgehens in Luft und Sonne, ohne welches wirkliche Fußpflege, mit ihren großen gesundheitlichen Vorteilen für den ganzen Menschen, unmöglich ist.

Zur Bekämpfung der Seefrankheit sind bisher schon die mannigfachen Mittel angewandt worden, die aber alle so gut wie gar keinen Erfolg gezeitigt haben. Sowohl die chemischen wie ärztlich-physikalischen Hilfsmittel versagen hier vollständig. Man hat z. B. verjücht, die Betten

in der sogenannten Cardanischen Aufhängung anzubringen. Dadurch wird zwar erreicht, daß die Betten stets wagrecht schweben, aber die langen auf- und abwärtsgehenden Schlingerbewegungen und das „Stampfen“ des Schiffes bleibt nach wie vor fühlbar. Nun hat der Chemiker Dr. Brendel gelegentlich einer Seereise die Idee gehabt, durch schnelle aufeinanderfolgende Erschütterung des Körpers die langsamen, die Seefrankheit hervorruhenden Schiffsbewegungen zu überbieten. Diese Idee haben die Herren Otto aufgegriffen und einen Vibrationsstuhl konstruiert, auf dem die betreffende Person Platz nimmt, bei der sich die Symptome der Seefrankheit einstellen. Unter dem Sitz des Stuhles ist ein kleiner Elektromotor angebracht, der den Stuhl in schnelle auf- und abwärtsgehende Zitterbewegung versetzt. Man hat bei dieser Zitterbewegung ungefähr dasselbe Gefühl wie beim Automobilfahren. Solch ein Stuhl kann auf den Schiffen an die überall vorhandenen elektrischen Lichtleitungen bequem angeschlossen werden. Nach einer ausführlichen Beschreibung im „Weltall“ sind diese Stühle auf den Dampfern „Beregrine“ und „Patricia“ von Hamburg nach Newyork und zurück erprobt worden und haben volle Erfolge zu verzeichnen. Es zeigte sich sogar, daß die Zitterbewegung selbst bei sehr empfindlichen Personen bald eine vorübergehende Wirkung hatte. Da sich bei solcher Behandlung durch Vibrationen nachteilige Wirkungen nicht zeigen, so ist dieses Mittel und sein Erfolg, die langsamen Schlingerbewegungen des Schiffes zu überbieten, eigentlich physikalisch und physiologisch sehr einleuchtend. Es ist also nur zu verwundern, daß man noch nicht eher auf diese Idee verfallen ist, da man doch einsehen mußte, daß man eben bei einer Seereise an das Schiff und seine die Seelenkrankheit hervorbringenden Bewegungen gebunden ist.

### Allerlei.

**Rigo's Glück und Ende.** Nach einer echten Zigeunerlaufbahn hat Rigo, der Zigeunerprimas, dessen Liebesverhältnis mit der Prinzessin Chimay f. Jt. in der ganzen Welt Sensation erregt hat, jetzt seine Augen geschlossen. Er ist in New-York gestorben. Rigo hatte nach seiner Trennung von der Prinzessin Chimay in Berlin sein Glück versucht; allein dieses schien ihn für immer verlassen zu haben. In Berlin stieß ihn eines Tages ein Unfall zu; er wurde ins Spital gebracht, einer Operation unterzogen, die eine Lähmung seines Armes zur Folge hatte, so daß er die Violine kaum mehr zu halten vermochte. Im Januar dieses Jahres reiste er mit dem Zigeunerprimas Karl Rege nach Amerika, wo es ihm jedoch so schlecht ging, daß die Mitglieder seiner Bande — durchbrannten. Er verließ nun Amerika, ging wieder nach Berlin, von dort nach Paris und schiffte sich vor kurzem zum zweitenmale nach New-York ein. Auf dem Schiffe erkrankte er und traf in lebensgefährlichem Zustande in New-York ein, wo er dann starb.

**Die reichsten Kinder der Welt.** Mühelos erzählt die bürgerliche Presse: Kinder fühlen noch nicht die Macht und die Last des Reichthums; eine Puppe, ein Pferd, irgend eine Erfüllung eines sehnsüchtigen Wunsches, eines stillen Traumes, das gilt ihnen mehr als Haufen Goldes und weiterer Besitz. Doch es gibt Kinder, um die schon bei ihrer Geburt ein märchenhafter Reichthum, Glanz und Schimmer, vielleicht auch Schatten verbreitet ist, und diese kindlichen Millionäre erregen vielleicht noch mehr Interesse als die großen, weil sie so viel näher und unbewußter ihren Reichthum tragen. Wohl das reichste Kind der Erde ist heute der kleine Entelsohn von John D. Rockefeller, der einmüt das ungeheure Vermögen seines Großvaters erben wird. Das Vermögen des Petroleumkönigs wird gegenwärtig auf 2000 Millionen geschätzt; da es sich jährlich um durchschnittlich hundert Millionen vermehrt, so darf das Baby einmal einen Besitz von 5000 Millionen erwarten und ein monatliches Einkommen von zwanzig Millionen. Der junge Master Marshall Bild, der die 600 Millionen seines Großvaters, des Multimillionärs Marshall erben soll, wird wohl ebenfalls einstmals mehr als 1000 Millionen besitzen.

Aber es gibt auch noch andere Millionäre in Windeln, die diesen beiden Miniaturkröschen nur wenig nachgeben. Das kleine Baby, das vor ein paar Jahren Harry Payne Whitney, dem Schwiegersohn von Cornelius Vanderbilt geboren wurde, hat von seinem Großvater mütterlicherseits ein Vermögen von 600 Millionen zu erwarten, während sein Großvater väterlicherseits ihm etwa 100 Millionen hinterlassen wird. Auch in der Verwandtschaft hat er Aussicht zu erben, denn unter seinen diversen Onkeln und Tanten gibt es 30 Multimillionäre und 50 Millionäre. Der kleine John Nicolas Brown war mit wenigen Wochen schon 40 Millionen „wert“; mit 5 Jahren ist er der alleinige Herr von 80 Millionen und hat ein Einkommen von nicht weniger als 2 Millionen Mark. In den Jahren, bis er zum Manne heranwächst, wird sein Vermögen 200 Millionen übersteigen, ohne daß er dazu eine Hand rührt. Der kleine Billy Vanderbilt, ein hübscher Junge von vier Jahren, wird einmal, wenn er es erlebt, ein Vermögen von 500 Millionen Mark erben. Unter den Millionärskindern der amerikanischen „Vierhundert“ ließen sich noch eine ganze Anzahl von kleinen Jungen und Mädchen aufführen, deren Kindheitsparadies mit Dollars gepflastert werden könnte. — Sehr schmerzhaft, diese Last der Millionen Dollar. Hat der arme Bub einer Waisefrau es nicht besser? Er braucht bloß zu — hungern.

### Splitter und Gedanken.

„Wer nach dem Hören eines tiefempfundnen Dichterverkes sofort klatschen kann, hat es nicht in seiner Tiefe verstanden. Der wahrhaft Ergreifene schweigt.“  
D. Reizner.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. e. u. Cie., Karlsruhe i. B.

## Wie Ibsen dichtete.

Jäger, der Freund und Biograph des dahingeschiedenen großen Dramatikers, hat uns über Ibsens Arbeitsweise sehr interessante Nachrichten gegeben:

„Gegen sieben Uhr im Sommer, etwas später im Winter, steht er auf. Er nimmt sich übermäßig viel Zeit zum Aufstehen; es ist ihm nämlich zur Gewohnheit geworden, umherzugehen und seine dichterischen Pläne auszuarbeiten, während er sich anleidet, und deshalb braucht er anderthalb Stunden, ehe er fertig ist. Hierauf genießt er ein leichtes Frühstück, und Schlag neun Uhr sitzt er am Schreibtisch. Er liebt es, durch drei bis vier helle Zimmer auf und ab zu gehen, wenn er an seinen Schauspielen schreibt. So verbringt er vier Stunden des Vormittags spazierend und schreibend, schreibend und spazierend, während er von Zeit zu Zeit einige Züge aus einer ganz kurzen Festschrift tut. Somit raucht er nicht Tabak. Um ein Uhr ist er mit der Arbeit fertig und geht vor dem Mittagessen an die Luft. Am Nachmittag liest er. Er speist zeitig zu Abend und geht zeitig zu Bett.“

So verläuft sein Tagewerk jahraus, jahrein. Selbst auf Reisen sucht er so viel wie möglich seine gewohnte Lebensweise zu beobachten. Seine Arbeitsweise ist sehr interessant und charakteristisch. Wenn er sich für einen Stoff entschieden hat, durchdenkt er ihn lange und sorgfältig, ohne die Feder aufs Papier zu setzen. Viel von dieser Gedankenarbeit geht auf langen einsamen Spaziergängen vor sich. Wenn das ganze in groben Umrissen durchdacht ist, schreibt er einen Entwurf nieder, und dann beginnt die Ausgestaltung, die rasch von flotten geht. Schließlich liegt die Niederschrift fertig vor; aber diese Niederschrift ist für Ibsen nichts anderes als eine Vorarbeit. Erst wenn er damit fertig ist, scheint er allmählich mit jenen Personen vertraut zu werden, dann erkennt er deren Wesen erst völlig und weiß, wie sie sich ausdrücken. Dann kommt die Umarbeitung in einer zweiten und die Reinschrift in einer dritten Niederschrift. Er sendet seine Arbeit fort, bevor sie nicht in vollständiger Reinschrift vorliegt.

Der Sommer ist seine beste Arbeitszeit. Im Winter ist er hauptsächlich beschäftigt, seine Pläne zu durchdenken. Im Sommer führt er sie aus. Fast alle seine Stücke sind im Sommer geschrieben worden. Wenn Ibsen einen Plan auszuarbeiten beginnt, nimmt er nur noch die aller nötigste Nahrung zu sich. Ein kleines Stück Brot und eine halbe Tasse schwarzen Kaffees ist alles, was er genießt, wenn er sich morgens an die Arbeit begibt. Wenn er mehr zu sich nehmen wollte, würde es ihn am Arbeiten hindern, meint er.“

Diese Schilderung Jägers wird durch einige kurze Bemerkungen Ibsens nach einem Besuch bei Ibsen ergänzt:

„Er arbeitet in ziemlich gleichmäßigem Tempo und braucht zur Niederschrift eines jeden Stückes etwa fünf Monate. Die übrigen sieben Monate des Jahres füllt er mit den ungeschriebenen Vorarbeiten für das Stück aus. Jedes Stück schreibt er dreimal in völlig von einander verschiedenen Redaktionen, soweit es sich um das Formale handelt. Am Wesen des Stückes selbst wird nicht mehr gerüttelt, sobald er sich zum erstenmal an den Schreibtisch setzt. Seine erste Niederschrift ist ganz unfertig, skizzenhaft, gewissermaßen nur die Untermauerung. Da sagt er ohne Rücksicht auf die Gebote der praktischen Bühne alles, was er sagen will, und hält sich auch nicht dabei auf, wie er es gerade sagt. Die stärkste Veränderung erfährt das Stück bei der zweiten Umgestaltung. Da entsteht aus der ersten Aufzeichnung das festgegliederte szenische Gebilde. Da erhält auch der Dialog schon im großen und ganzen seine endgiltige knappe Fassung. Die dritte Redaktion ist eigentlich nur Reinschrift in noch strafferer und präzisierter Form.“

„Wenn Ibsen an einer neuen Dichtung arbeitete,“ erzählt der Freund und Landsmann des Dichters Paulsen, war tiefste Stille und Abgeschlossenheit seine unerlässliche Forderung. Am Augenblick der Empfängnis konnte ein Winkehauch, eine Kleinigkeit ihn fären. Er forderte sich am liebsten von allen und jedem ab, wollte in geistigem Sinn in ein Kloster gehen. Wie die Seidenraupe an ihrem Koton, spann er einsam und unaufhörlich an seiner Idee, verfolgte sie bis in ihre kleinsten Nuancen und knüpfte den Faden schweigend von einem Tage bis zum andern. Sich aus seiner Phantasiewelt loszureißen, um eine der gewöhnlichsten Alltagspflichten zu erfüllen, bereitete ihm eine wahre Pein. Ein Geschäftsbrief, der notwendigerweise beantwortet werden mußte, ein Besuch, den er abzusetzen gedungen war, konnte dann auf seine Stimmung wie ein Steinwurf wirken, der brutal ein Loch in sein feines, spitzenleichtiges Gedankenwebewe riß.“

Ibsen über sein Dichten: Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs genaueste mit dem zusammen, was ich durchgelebt, wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich den Zweck gehabt, als ein geistiger Befreiungsprozeß zu dienen; denn man steht niemals so ganz ohne Mitleidenschaft und Mitschuld in der Gesellschaft, als der man gehört. Deshalb schrieb ich einmal als Zueignungsgedicht folgende Verse:

Leben, das heißt bekriegen  
In Sinn und Herz die Gewalten;  
Und dichten: über sich selber  
Einen Gerichtstag halten.

## Für unsere Frauen.

Schutz der weiblichen Arbeitskraft!

K. Die Arbeiterschutzgesetzgebung steht trotz der vielgepriesenen Sozialreform, trotz der gefüllten Kompottschüssel noch arg in den Kinderschuhen. Besonders der Schutz, der den schwer um das tägliche Brot ringenden Arbeiterinnen zuteil wird, reicht bei weitem nicht aus, um das Leben

und die Gesundheit der Mütter der kommenden Generationen zu schützen und zu erhalten. Durch die vorwärtsschreitende Technik mit ihren verbesserten Maschinen und Werkzeugen werden jugendliche und weibliche Arbeitskräfte in immer größerer Anzahl in die Fabriken gedrängt, um als billige Arbeitskräfte Maschinenprostitute für die „Serren im Hause“ zu schaffen. Die Reichsstatistik bringt über die Zunahme der weiblichen Arbeitskräfte im Jahre 1904 recht interessante Ziffern:

Danach waren 127 484 Arbeiterinnen im Alter von 14 bis 16 Jahren und 4100 Mädchen unter 14 Jahren in den verschiedenen Fabrikationszweigen tätig. 379 179 Arbeiterinnen fanden im Alter von 16 bis 21 Jahren; 608 928 waren über 21 Jahre alt.

Im Jahre 1903 waren jugendliche Arbeiterinnen von 14 bis 16 Jahren 106 175, Mädchen unter 14 Jahren 3528 tätig; es hat also eine ganz gewaltige Steigerung stattgefunden.

Alle diese Arbeiterinnen leiden schwer unter langer Arbeitszeit, die ihre Gesundheit zugrunde richtet und sie frühzeitig dem Siechtum überantwortet. Die über 16 Jahre alte Arbeiterin darf heute noch nach der Gewerbeordnung elf Stunden beschäftigt werden; diese Arbeitszeit kann jedoch nach Einholung besonderer Erlaubnis bis auf dreizehn Stunden täglich ausgedehnt werden. Durch diese lange Arbeitszeit bleibt der Lohnkflavin überhaupt keine Zeit, an ihre eigene Erholung zu denken, und noch weniger, Gattin, Mutter und Hausfrau zu sein. Die Forderung auf Verkürzung der Arbeitszeit für Arbeiterinnen ist darum eine der dringendsten, die der Erfüllung harret.

Das sozialisierte Unternehmertum will aber durch nichts von einer Verkürzung der Arbeitszeit wissen. Ihm sind die einzigen Paragraphen der Gewerbeordnung, die zum Schutz der Arbeiterinnen erlassen sind, ein Grauel, und nur allzu häufig werden sie übertreten. Kommen solche Fälle zur Anzeige, ist meistens die Strafe nicht so bemessen, um als Abschreckung vor Wiederholungen zu wirken. Die meisten Anzeigen der Gewerbeaufsichtsbeamten erfolgen wegen Ueberschreitung der Arbeitszeit und wegen der Beschäftigung an Sonntagen. Daraus ist zu entnehmen, wie feindselig sich das Unternehmertum gegen verkürzte Arbeitszeit wendet. Im schroffsten haben sich die Unternehmer der Textilindustrie gegen die gesetzliche Einführung des Zehnstundentags für Arbeiterinnen ausgesprochen. Doch auch die Unternehmer zahlreicher anderer Industrien zeigen die gleichen rückständigen Anschauungen über notwendigen Arbeiterschutz. Die Fischindustriellen z. B. haben der Gesetzgebung Wünsche auf Verringerung der Arbeitszeit und Gestattung der Nacharbeit unterbreitet. Durch die Erhebungen des Beirats für Arbeiterstatistik wurden ganze Reihen von Mißständen und Uebertretungen der Arbeiterinnenbestimmungen gerade in der Fischindustrie ans Licht gezogen. Danach steht in dieser Industrie die in der Gewerbeordnung verbotene Nacht- und Sonntagsarbeit in voller Blüte. Auch sonstige Uebertretungen der bundesrätlichen Vorschriften sind äußerst zahlreich. In einigen Betrieben leisteten die Arbeiterinnen zur Zeit der Saison wöchentlich 84 bis 108 Arbeitsstunden ohne Innehaltung der vorgeschriebenen Pausen; die Arbeiterinnen essen während der Arbeit. In der Mariniererei leiden die Arbeiterinnen unter der Hitze, da keine geeigneten Schutzvorrichtungen vorhanden sind und die Arbeitstische unpraktisch eingerichtet sind; rheumatische und Unterleibs-erkrankungen sind die Folgen solcher Unterlassungshünden des Kapitals. In der Braterei leiden die Arbeiterinnen unter dem Rauch und Qualm; Augenerkrankungen, Schwindelanfälle und Kopfschmerzen sind die Folgen.

Ein grauenhafter Raubbau wird mit der Arbeitskraft dieser Arbeiterinnen getrieben. Ein Unternehmer, der bei der Berechnung des Beirats für Arbeiterstatistik auf die Gewerbeordnung aufmerksam gemacht wurde, erklärte: „Wir in Lübeck unterheben der Gewerbeordnung nicht!“ Die Brutalität solcher Meßungen verrät, wie sehr der Arbeiterinnen-schutz den Herren zuwider ist und wie eifrig sie sich um dessen Einhaltung herumzudrücken suchen.

In einem weiteren Artikel wollen wir die Handhabung der einzelnen Paragraphen der Arbeiterinnenbestimmungen prüfen und die unumgängliche Notwendigkeit ihrer Verbesserung nachweisen.

## Dr. Hansjakob: Aus sonnigen Tagen.

Der Volkschriftsteller von St. Martin in Freiburg schenkte auch in diesem Jahre ein Reisebuch seinen stets erwartungsvollen Verehrern. In den sonnigen Tagen, zu welchen der Schwarzwälder Kliniker Curt Diebiß die Illustrationen stellte, beschreibt uns Pfarrer Hansjakob seine Zugsgefellensfahrt durchs deutsche Donautal. Man liest auch dieses Buch mit widersprechenden Empfindungen, am Ende legt es jedermann mit Freude über den Willkürlichen Genuss zur Seite.

Wir wollen nur zwei Stichproben daraus geben, welche der Auffassung unseres Leserkreises nicht unempfindlich sind. Dr. Hansjakob erzählt, daß in der Diözese Augsburg der katholischen Pfarrern, welche das Fahrrad bestiegen, die Beförderung unterbunden sei. Trotzdem findet er errettenderweise viele rabelnde Kollegen. Dazu meint der badische Pfarrer:

„Es gibt in geistlichen Kreisen manchen gefährlicheren und weniger achtbaren Radfahrer als die rabelnden Kapläne und Pfarrverweiser — Leute, die, wie der Radfahrer, nach oben sich hüden und nach unten treten. Diese schaden dem Ansehen und der Sache der Kirche viel mehr als die eigentlichen Velozipedisten.“

Hansjakobs Auffassung über die Liebchaften unter den jungen Leuten ergibt sich aus folgender Erzählung aus Nittendorf:

„In die Stube kam auch ein junges, helläugiges, schwarzbraunes Mädchen, des Bauern Magd. Von dieser erzählte mir nachher der Pfarrer eine tapfere Tat.“

Als der Seelforger vor einiger Zeit den Kranken besuchte und das Mädchen in die Stube trat, stellte er es zur Rede, weil er gehört hatte, es habe eine „Befamnischaft“.

Die madere Oberpfälzerin aber forcht sich nit. Sie gab dem Pastor nach seiner Rede ohne jede Gegengrede ehrsüchtig die Hand und sprach: „Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pfarrer!“ Dann machte sie „rechtsüm kehrt“ und ging zur Stube hinaus.

Sie gab dem Pastor die Lehre, daß Herzensangelegenheiten eines Mädchleins den Pfarrer nichts angehen und sie, die Oberpfälzerin, sich das Recht vorbehalte, ohne Genehmigung des Pfarrers über ihr Herz zu verfügen.

Daß sie heute wieder sich in die Stube trat, trotzdem sie zwei Pfarrer drinnen mußte, macht ihrem Mute doppelte Ehre.

Wenn eine Prinzessin Befamnischaft anfängt, magt es kein Hofgeistlicher, sie darüber zu interpellieren, und wenn ein Stadtpfarrer schweigen, wenn die Tochter eines Dorfmagquaten einen Burden gerne sieht. Darum soll auch die Magd unbeschrien bleiben, wenn die Liebe sie anstößt.

„Gleiches Recht für alle, auch für die Magde, und dies um so mehr, als die Liebe in den unteren Regionen meist aufrichtiger und erwieht ist als in den obern.“

Die wahre Liebe, sagt ein Schriftsteller, ist wie das Meer, wie die Wüste, sie ermt und melancholisch als lustig. Und so ging auch aus den hellblauen Augen des Mädchleins in Nittendorf ein Zug der Schwermut.

Wenn Besuch der Malbassa erkundigte sich der Reisende, woher der König die vielen Millionen hernahm zur Erbauung dieses Tempels und er erfuhr:

„Er habe viel Geld dem Militärbudget abgezwaft. Das ehrt ihn abermals, daß er den Militarismus seinen idealen Zwecken dienlich machte.“

Heute könnten jährlich viele Millionen für ähnliche Zwecke gewonnen werden, wenn man den Kunterbund von Uniformen, die Leibwachen, die Leibregimenter und andere Paradebände abschaffen wollte. Aber zu so was Vernünftigen schwingt sich unser Reichstag nicht auf, am wenigsten das ausschlaggebende Zentrum, diese katholische Volkspartei im preussischen Regierungsgewand.“

## Auf dem Marsch in die Ewigkeit.

Von Max Dittrich (Freiburg).

(Nachdruck verboten.)

Weil vierhundert Jahre seit der Anfertigung der ersten Nürnberger „Eier“ durch Peter Hele oder Helein vergangen waren, hat man in der letzten Zeit mancherlei über die Tafeluhren, den in jeder Lage gehenden Zeitmesser, geschrieben. Genießt ist das ein lebenswertes Kapitel menschlicher Geduld und ausdauernden Scharfsinns; aber nicht minder anziehende Ausblicke eröffnen sich uns bei ruhigem Weiterwandern bis in das Ende des 18. Jahrhunderts hinein. Da gelangen wir zu den Tagen, in denen im damals wenig aufgeluchten und auch schwerer zugänglichen Schwarzalld die einsamsten Bauernhöfen etwas neues sahen: die Bauern fertigten die ersten Uhrkräften, gossen messingene Räder und wohlklingende Glöckchen oder schmitzen fast die ganze Uhr aus Holz.

Als im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts der zur Uhrmacherei übergegangene Drechsler Joseph Dilger im badischen Glottertal einen neuen Uhrmacher, Anton Ganther aus Neukirch, ausgelernnt hatte, wanderte dieser neugeborene Künstler wieder nach Hause und rebete „einem jungen Ruten namens Christian Wehrle zu“, ebenfalls Uhrmacher zu werden. Da aber mengten sich Betteln und Basen und gute Befannte in den Handel und sprachen auf den Jüngling ein, er möge lieber ein anderes Handwerk lernen, denn „die Uhren würden nicht immerdar angehen, weil sie schier ewig dauern“. Doch Christian Wehrle ließ sich durch die Befürchtungen der Leute nicht beeinflussen; unter den noch heute in Ehren genannten Schwarzwälder Uhrmachern befindet sich auch jener hartnäckige Durck. Anton Ganther aber, sein Meister, ist eng verbunden mit dem Welt-Uhrenhandel, durch den die Schwarzwälder Uhrmacherkunft überhaupt erst in Blüte gekommen ist. Denn von Ganther kaufte einer der ersten Uhrenträger, wie man sie damals nannte, einige der Zeitmesser und wanderte damit „ins Land“ hinunter. Andere Händler nahmen bald weitere Wege: sie gingen bis Köln, überhaupt den Rhein entlang. Und als — ebenfalls ein unmodernes Bild und doch recht anziehend — einer dieser Händler in gechnähriger Wanderchaft 1200 Gulden verdient hatte, da meinte er von der weiten Welt genug zu haben. Ihm verlangte nach einem eigenen Reich. So kaufte er denn ein Stück Heimatland, nahm ein Schwarzwalddmable zum Weibe und wurde Bauer.

Schon damals war das Gebiet, in dem jetzt die Uhrmacherei daheim ist, ähnlich wie heut begrenzt. Nur ging die Fertigung der Uhren sehr langsam vor sich. Gegen Ende des Jahrhunderts war jedoch die Ansicht, die Uhren könnten nicht genügend Absatz finden, völlig aufgegeben, allein in der Herrschaft St. Peter entstanden jährlich 3300 Uhren, und der in- und ausländische Kaufhandel hatte so hartnäckig zugenommen, daß um das Jahr 1800 aus dem Schwarzwald schon über 100 000 Uhren jährlich in die Welt gegangen sein sollen. Nach dem Domkapitular und Pfarrer Käst in Rriberg war um diese Zeit der handwerksmäßige Charakter der Uhrmacherei schon ausgebildet, also auch die Arbeitsteilung. Die meisten der hier gegebenen Zahlen und Angaben verdanken wir einem Benediktiner von St. Peter im Schwarzwald, Franz Steurer. Für die spätere Entwicklung der Schwarzwälder Uhren-Industrie, wirtschaftlich und generell, ist noch heute die 1848 in Breslau erschienene Inaugural-Dissertation des späteren Berliner Geh. Regierungsrates Prof. Dr. Aug.

Weihen ein unübertroffenes Werk. Weihen schilbert da anschaulich, wie der ursprüngliche Kaufhandel allmählich durch ein Zwischenglied, den Packer oder Spediteur, auf andere Wege geriet. Der Kaufherr wanderte nicht mehr nach jedesmaligem Ausverkauf seiner Ware heim, sondern gab seine Aufträge dem Packer in der Heimat (meist Wirt oder Krämer). Dieses Zwischenglied wuchs sich mitunter zu einer argen Drangsalierung der Fabriken aus. Wie im Schwarzwald selber diese Packer, so wurden dann weiter in verschiedenen Teilen Deutschlands und später auch im Ausland besondere Niederlagen wichtige Faktoren der Uhrenfabrikation und des Handels.

Ueber diese Entwicklung des Handwerks zur heutigen weltumfassenden Industrie ist jedoch, auch in vereinzelten Aufzügen, schon viel geschrieben worden, und deshalb führe ich den Leser lieber mit Hilfe Steurers zu den ersten, von einem Gaudy der Romantik umhobenen Anfängen der Schwarzwälder Uhrmacherei und der dortigen Drehektion-Fabrikation zurück.

Nach Steurer waren einzelne besonders geschickte Leute bereits zu Ende des vorletzten Jahrhunderts durch Arbeitsteilung und schnelles Schaffen allein nicht betrieblig; sie suchten ihren Uhren vielmehr besondere Reize zu verleihen. Nicht nur Zeitmesser sollten die Werke sein, sondern auch Unterhalter durch Vogelruf oder gar längere Musikforträge. Damit wieder hing dann das Bestreben zusammen, der Schwarzwaldduhr recht wohlklingende Schlagglöden zu geben. Einem erfindertischen Schmied namens Paul Kreuz war es vorbehalten, hier wichtig einzugreifen. Nachdem er in der Schmiede des Gotteshauses St. Peter einige Jahre gearbeitet hatte, ließ er sich die Audienz-Macherei zeigen, um alsbald den Versuch zu unternehmen, Uhrglöden zu gießen. Das Glück war ihm hold; bald übte er die neue Tätigkeit ausschließlich. Mit zwei Schönen gab er jährlich bis jetztig Zentner Uhrglöden. Weniger glückte verschiedenen anderen Gießhütten die Anfertigung messingener Räder: die Hauptlieferanten blieben in Nürnberg. „Inbessen findet Paulus Kreuz“, sagt der genannte Benediktiner, „nicht nur den besten Gewinn beim Glöden gießen, sondern es werden auch seine Glöden allenthalben, sogar von den Ausländern hoch geschätzt. Denn sein neuerer Geist veranlaßte ihn, verschiedene Proben in der Chemie vorzunehmen, wodurch er unter anderen schönen Erfindungen auf ein Geheimnis in Mischung verschiedener Metalle kam, welches die Glöden viel besser, klingender und dennoch wohlfeiler macht.“ Darum verlangten auch englische, holländische und französische Uhrmacher darnach.

In die Technik griff ein Mathematiklehrer an der Freiburger Hochschule, P. Thaddäus Rinderle, ein; er gab den Schwarzwäldern ein vervollkommnetes Bohrgeschirr, wie er überhaupt ein sehr ingenieüser Kopf gewesen zu sein scheint. Denn schon als Kapitulär zu St. Peter hatte er eine neue Art Feuerspritzen erfunden. Zwei der mußtebestimmten Chorherren in der jetzt viel aufgesuchten Sommerfrische St. Margen waren zu gleicher Zeit bemüht, die Spiel- oder Musikuhren zu schöneren Werken auszugestalten. Auch diese Produkte mußten, sollte ihre Herstellung lohnen und regelmäßig vor sich gehen, durch unternehmungslustige Schwarzwälder in die Welt getragen und dort überall bekannt gemacht werden. Schon diese alte Zeit legte zweifellos den Grund zu dem Ruhm, der Instrumenten dieser Art und Herkunft noch heut die Wege ebnet und der immer wieder, besonders auch aus dem fernen Orient, hohe Würdenträger auf ihren europäischen Reisen auch in die Drehektionfabriken des Schwarzwalddes führt. Neue Aufträge auf die moderneren Niesenwerke bleiben dabei selten aus.

Diese Vorliebe vornehmer Orientalen für die Schwarzwälder Spieluhr lenkt unsere Aufmerksamkeit zurück auf die ersten Wurzeln dieser Sympathie, auf das Ende des 18. Jahrhunderts. Kruppweise jetzt, als Uhrträger-Kompagnien mit wertvollen, weiterverzweigten Niederlagen, eroberten die Händler jahraus, jahrein neue Gebiete, während wogalliche Württemberg vereinzelte schon längst bis nach Bessniblanien vorgezogen waren. Der russischen Kaiserin Katharina II. hatte ein alter erfahrene Schwarzwälder, „der Jägerstieger“, bereits eine Kunstuhr berecht, auf der die zwölf Apostel die Stunden schlugen. Eine Uhr hat er dafür nicht erhalten, jedoch mit etwas Wertvolleren schied er von der Wächthaberin: ihm wurde die Freiheit zuerkannt, mit seiner Händler-Kompagnie in allen nordischen Ländern ungehindert den Uhrenhandel zu treiben. Dieses Abenteuererallied verblähte aber (und da kommen wir zu den ersten Spieluhren im Orient) vor den Erfolgen des Unterhändlers Mathias Faller. Dieser war, nachdem er mit fünf Brüdern eine namhafte Summe Geldes gewonnen, nach seiner Rückkehr aus der Fremde verblüendetlich geworden, so daß man ihn aus der brüderlichen Händler-Kompagnie ausstieß. Er achtete aber, erzählt wieder der Benediktiner Steurer, dieses Verfahrens wenig, sammelte sich neuerdings Uhren und machte sich wieder reisefertig mit dem Bemerkten, er wolle bald allein so viel gewinnen, als vorher alle seine Brüder miteinander. Deren Gewinn aber belief sich auf 40 000 Gulden.

Die heutige Tagts in vielen türkischen Palästen stehenden Schwarzwälder Spieluhren werden natürlich, wie damals, noch manches Stück laut besonderem Wunsch des Bestellers auf der Walze haben; im allgemeinen jedoch, besonders bei der technisch erleichterten Auswahl und Einfügung neuer Notenplatten und Walzen, wandert Musik aller Völker über den Schwarzwald nach dem Morgenlande, und so haben auch die Haremsdamen über Mangel an musikalischer Abwechslung nicht mehr zu klagen.

Von der Rechnung nach Monden, dem Lauf der Sonne und dem Erscheinen der Vegetation, von der Zeit der Knotenlinie (so viel Knoten, in so viel Tagen das angekündigte Ereignis!), von den schon Jahrhunderte v. Chr. bekannten Wasser-, Sonnen- und Sanduhren bis zu den zu Beginn des 14. Jahrhunderts aufgetauchten Räderuhren, — welche eine Summe eifrigen Vernehmens um die Vervollkommnung des Zeitmessers! Wieviel frische Kräfte wieder letzten sich ein, die öffentlichen Schlaguhren